

Pierre Bourdieu et al.: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Universitätsverlag Konstanz, 848 Seiten, 68 DM

Das Elend der Welt ist das Ergebnis eines kollektiven Arbeitsprozesses. Mehr als zwanzig AutorInnen haben unter der Leitung Pierre Bourdieus am Zustandekommen der Studie mitgewirkt. Der Veröffentlichung gingen zahlreiche Vorbesprechungen und ein jahrelanger intensiver Diskussionsprozeß um eine theoretische Bestimmung des Gegenstands und die methodischen Probleme empirischer Sozialforschung voraus. Als die Studie schließlich 1993 erscheint, wird das Buch trotz seines beträchtlichen Umfangs von 949 Seiten (die deutsche Ausgabe ist um rund 100 Seiten gekürzt) schnell zu einem Bestseller, von dem innerhalb eines Jahres mehr als 100 000 Exemplare verkauft werden.

Ein Grund für diesen Publikumserfolg liegt – außer der Konzeption des Buches als Interviewband und dem weitgehenden Verzicht auf eine soziologische Fachsprache – sicherlich in der ungewöhnlichen Art und Weise, wie sich die Studie den kleinen und großen Nöten der „gewöhnlichen Menschen“ nähert. Bourdieu und seinen MitarbeiterInnen zufolge läßt sich der Begriff des „Elends“ (im französischen: *misère*) nämlich weder auf (lebens)zeitliche noch auf (sozial-)räumliche Kategorien und Grenzziehungen festlegen. Das Elend beschränkt sich in diesem Sinne nicht auf identifizierbare Gruppen oder konkrete Personen, und es bezeichnet ebensowenig einen bestimmten Zeitabschnitt im Leben von Individuen. Tatsächlich ist *Das Elend der Welt* weniger ein Buch über materielle Entbehrungen und ökonomische Armut, sondern es berichtet eher von dem symbolischen „Reichtum“ oder der Vielfalt sozialer Marginalisierungen, Ausgrenzungen und Konfrontationen.

Um ein Mißverständnis von vornherein auszuschalten: *Das Elend der Welt* operiert dabei nicht mit der bekannten Differenz von absoluter und relativer Armut. Im Gegenteil ist es gerade diese Unterscheidung mit der ihr zugrundeliegenden hierarchisierenden Trennlinie, die das Buch infragezustellen sucht. Angesichts der großen Armut mögen die „kleinen Nöte“, das heißt das positionsbestimmte Elend zwar einerseits als „gänzlich relativ“ erscheinen. Andererseits ist es aber genau diese absolutistische Zentralperspektive auf das Elend, die dazu führt, alle Formen des Elends am universellen Maßstab materieller Not zu messen. Auf diese Weise wird es unmöglich, andere Formen des Leidens *wahrzunehmen*, als solche, die sich nach diesen Kriterien für den Status des (wahren) Elends qualifiziert haben.

Der von Bourdieu et al. favorisierte theoretische „Perspektivismus“ (S. 18) hat demgegenüber nichts mit einem Relativismus (bzw. einer Relativierung des „relativen Elends“ im Unterschied zum absoluten) gemein, sondern gründet in der Realität der sozialen Welt selbst: in der ihr eigenen Pluralität der mit-, neben- und oft auch gegeneinander existierenden Standpunkte. Methodisch folgt aus dieser Problembeschreibung die Suche nach einem Weg jenseits von subjektiver Betroffenheit und scheinbar objektiver Beschreibung. Die Studie bedient daher weder das Genre der engagierten Sozialreportage noch ist sie ein distanzierter wissenschaftlicher Bericht, sondern folgt in der Analyse des Elends der Aufforderung Spinozas: „Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen, sondern verstehen“.

Diese methodischen Vorüberlegungen werden in den Einzel- und Gruppeninterviews konkretisiert, die den Hauptteil der Arbeit ausmachen. *Das Elend der Welt* enthält lange Auszüge aus insgesamt vierzig Gesprächen, die in dem Band ausführlich dokumentiert sind (neben diesen „Zeugnissen“ finden sich in dem Buch auch kürzere analytische Texte, die bestimmte Thematiken vertiefen und genauer auf einzelne Problemstellungen eingehen). Die befragten Personen erzählen von ihren Lebensverhältnissen, ihren beruflichen und familiären Perspektiven, ihren Erfahrungen und Hoffnungen, ihren Erwartungen und Enttäuschungen. Diese Einzel- oder Gruppenporträts werden von einleitenden Texten der InterviewerInnen „gerahmt“, um die sozialen Bedingungen und den Kontext des Gesprächs zu erläutern. Auf diese Weise soll zugleich das Individuelle und Subjektive wie das Allgemeine und Typische der Äußerungen herausgearbeitet werden (zu den theoretischen Vorzügen und den Grenzen dieses Vorgehens s. das Kapitel über „Verstehen“ von Bourdieu; zur Entstehungsgeschichte des Buches und der Eigenart der hier praktizierten „relationalen, zugleich sozio-genetisch und makrostrukturell verankerten verstehenden Soziologie“ [S. 832] s. das Nachwort von Franz Schultheis).

Das Elend der Welt gliedert sich in sechs Kapitel, die verschiedene Perspektiven auf die „Welt des Elend“ bündeln. In den ersten beiden Kapiteln geht es vor allem um die Beziehungen zwischen dem physischen und dem sozialen Raum bzw. um die Frage, wie sich der physische Raum in den sozialen Raum einschreibt, soziale Gruppen aus bestimmten Räumen ferngehalten werden und sich an anderen konzentrieren (müssen). In *Ortseffekte* zeigt Loïc J. D. Wacquant, daß die Rede von der „Ghettoisierung“ der französischen Vorstädte fundamentale Differenzen in der Stadtentwicklung zwischen den USA und Frankreich verdeckt. Der in den USA lehrende französische Soziologe stellt wichtige Differenzen zwischen den französischen „banlieues“ und den US-amerikanischen „ghettos“ heraus, die nicht nur die Grundlage und die Kriterien der Ausgrenzung betreffen, sondern

auch die Intensität und das Ausmaß an Diskriminierung, Gewalt und Armut. Dennoch räumt auch Wacquant ein, daß die Politik der systematischen Erosion der öffentlichen Einrichtungen und des aktiven Rückzugs des Staates heute zunehmend auch in Frankreich praktiziert wird. Die dramatischen sozialen Folgen einer solchen „urbanen Politik der geplanten Verwahrlosung“ (S. 171) zeigen die Schilderungen eines Bewohner des Schwarzenghettos von Chicago.

In dem Kapitel *Position und Perspektive* wird deutlich, daß die in den USA diagnostizierte „geregelte Form sozialer Entropie“ (S. 186) sich tendenziell für Frankreich nachzeichnen läßt. Die Gespräche mit Hausmeistern in Sozialwohnungssiedlungen, die angesichts von „Faulenzern“ und Ausländern unverhohlen mit dem „Front National“ sympathisieren, der Besitzerin eines Sportartikelgeschäfts in einem „problematischen Viertel“, die vor einem Jahr überfallen wurde, mit einander hassenden Nachbarn, die auf verschiedenen Seiten einer „gemeinsamen Mauer“ (S. 58) leben, die sie zugleich vereint und trennt etc. geben einen ernüchternden Einblick in die Probleme in den sogenannten „sozialen Brennpunkten“. Dabei bleibt die Darstellung jedoch nicht stehen. Vielmehr wird diese Mikroebene durch eine Makroperspektive erweitert und ergänzt, die die Verschränkung der Alltagsnöte mit den Konsequenzen staatlicher Wohnungsbaupolitik und der Produktion von medialen „Wirklichkeitseffekten“ (S. 82) untersucht (vgl. die ausgezeichnete Analyse der Medienberichterstattung über den „Aufstand“ von Vaulx-en-Velin von Patrick Champagne).

Die Folgen der neoliberalen Staatskritik für den Staatsapparat selbst und die dort Beschäftigten führen die AutorInnen in dem Kapitel über *Die Abdankung des Staates* vor Augen. Dabei unterscheiden Bourdieu et al. zwischen einer „rechten und einer linken Hand des Staates“. Auf der einen Seite findet sich der „Staatsadel“, das heißt die herrschenden Eliten in den politischen Parteien, den staatlich geführten Unternehmen und der Verwaltung, die für die Übertragung markt- und konkurrenzförmiger Regulierungsformen auf den öffentlichen Sektor verantwortlich sind; auf der anderen Seite stehen jene Beamten und Angestellten in relativ untergeordneten Positionen innerhalb des Staatsapparates, deren Aufgabe darin besteht, die sogenannten „sozialen“ Funktionen zu erfüllen, also die unmittelbaren Auswirkungen der Marktlogik zu kompensieren - ohne freilich über die dazu notwendigen Mittel zu verfügen. Die interviewten Polizisten, SozialarbeiterInnen und Richter äußern in den Gesprächen immer wieder das Gefühl, in ihrem beruflichen Engagement gegen das materielle und moralische Elend im Stich gelassen zu werden. Oder genauer: Sie sehen sich unterschiedlichen Anforderungs- und Repräsentationssystemen gegenüber und finden sich mit den Widersprüchlichkeiten eines Staates konfrontiert, „dessen rechte Hand nicht

mehr weiß oder, gar noch schlimmer, nicht mehr [wissen] will, was die linke in Form immer schmerzhafterer double-binds tut“ (S. 210).

Ein weiterer Teil des Buches befaßt sich unter dem Titel *Abstieg und Niedergang* mit den Problemen, die sich aus den Umbrüchen innerhalb des Arbeitsalltags und der Berufswelt ergeben. Neben Erfahrungen der Arbeitslosigkeit und der sozialen Deklassierung von Kleinhändlern und Bauern ist es vor allem die Auflösung der traditionellen proletarischen Lebenswelt, die Gegenstand dieses Kapitels sind. Die Interviews, die Michel Pialoux mit Peugeotarbeitern und Gewerkschaftsfunktionären führt, zeigen deutlich, daß die Einführung neuer Produktionsstrukturen mit Gruppen- und Zeitarbeit sowie einem ausgefeiltem Prämiensystem die traditionellen Formen gewerkschaftlicher Organisation und Solidarität untergraben und neue Spaltungslinien innerhalb der Belegschaft hervorrufen.

Die beiden letzten Kapitel konzentrieren sich auf die gesellschaftliche Überformung der scheinbar privaten Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und die inneren Ausschlußmechanismen des Bildungssystems (v.a. am Beispiel der Schule). Die Gespräche zeigen die Desillusionierung auf, daß trotz der Öffnung des Bildungssystems für solche unterprivilegierte soziale Gruppen, die zuvor effektiv ausgeschlossen waren, eine wirkliche Demokratisierung des Schulsystems nicht stattgefunden hat. Die Bildungstitel, die in der Vergangenheit Zugang zu den höheren gesellschaftlichen Positionen berechtigten, sind nach dem Eintritt der neuen Klientel (Handwerker, Bauern, Arbeiter) nur noch entwertete Bildungstitel – ohne daß die alten Selektionsmechanismen weniger wirksam sind. Eine sanfte Eliminierung sei an die Stelle der brutalen Selektion getreten, welche die schulisch und beruflich Scheiternden zu einer „zweifelsfrei stigmatisierenderen und noch totaleren Ausgrenzung verurteilt als in der Vergangenheit: In dem Maße stigmatisierender, als sie anscheinend ‚ihre Chance‘ gehabt haben“ (S. 529).

Es ist genau dieser „Schicksals-Effekt“ (S. 91), gegen den das Buch mit jeder Zeile anschreibt. Deshalb ist *Das Elend der Welt* keine Sammlung von „Schicksalsschlägen“. Bourdieu et al. weisen zurecht darauf hin, daß das gegenwärtige Elend auch darin besteht, daß seine sozialen und politischen Voraussetzungen nicht thematisiert werden und es sich dadurch verewigt, daß es als das Resultat eines scheinbar notwendigen „Laufs der Dinge“ wahrgenommen wird, der jede positive Veränderung illusionär erscheinen läßt. Aus diesem Grund ist *Das Elend der Welt* nicht nur ein Manifest des Mangels, sondern vor allem ein Dokument der Hoffnungslosigkeit oder eine Anthologie von Existenzen, denen bei aller Verschiedenheit gemeinsam ist, in einer „ewigen Gegenwart“ gefangen zu sein: „Ich habe immer geträumt! Alles, was ich in meinem Leben getan habe, das war gerade Gegenwart, das

ist wahr, aber immer habe ich mir gesagt: ‚Im nächsten Monat, in der nächsten Woche, werden wir dies oder jenes tun‘ ... es gibt schrecklichere Dinge, einverstanden, ... aber das ist schlimm für einen Menschen ... keine Pläne mehr zu machen, keine Träume mehr zu haben“ (S. 518).